

Leseprobe aus:

Anita Lasker-Wallfisch

Ihr sollt die Wahrheit erben



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Vorkriegsdeutschland und die Reichskristallnacht

Ich bin in Breslau – jetzt Wrocław – im Jahre 1925 geboren. Mein Vater war Rechtsanwalt und Notar am Oberlandesgericht. Meine Mutter, eine sehr schöne Frau, war hochbegabt und eine ausgezeichnete Geigerin. Außerdem war sie sehr geschickt und machte alle unsere Kleider selbst. Ich war die jüngste von drei Töchtern. Wir lernten alle ein Instrument spielen, mein Vater hatte eine wunderbare Stimme, und in unserem Hause wurde sehr viel musiziert.

Eine Zeitlang hatten wir eine französische Gouvernante. Mein Vater interessierte sich sehr für Sprachen und war der Ansicht, dass der Mensch so viele Seelen besitzt, wie er Sprachen beherrscht. Heute weiß ich, dass er damit recht hatte. Es gab bei uns die Regel, sonntags ausschließlich Französisch zu sprechen. In meiner jugendlichen Unwissenheit fand ich das einfach lächerlich und machte an Sonntagen nicht den Mund auf.

Unser Zuhause war harmonisch. Wir waren eine typische assimilierte jüdische Familie. Das

Jüdische wurde absolut nicht betont, aber ich erinnere mich, dass meine Eltern wenigstens zu den hohen Feiertagen in die Synagoge gegangen sind. Wir feierten auch Pessach. Dieses Fest fällt ungefähr mit Ostern zusammen, und man feiert die Befreiung des Volkes Israel aus der ägyptischen Gefangenschaft. Wir verbrachten den Vorabend dieses Festes, den man Seder nennt, bei meiner Großmutter mütterlicherseits, und diese Abende müssen einen tiefen Eindruck auf mich gemacht haben, denn ich erinnere mich noch heute, fünfzig Jahre später, an jedes Detail. Ich habe immer insgeheim bedauert, dass es mir nicht möglich war, wenigstens ein klein bisschen Tradition an meine Kinder weiterzugeben, aber der Bruch zwischen meinem «ersten» und meinem «zweiten» Leben war zu radikal.

Die ersten antisemitischen Bemerkungen hörte ich von meinen Mitschülern in der kleinen Privatschule, die wir besuchten. Ich war damals wohl acht Jahre alt, aber es ist mir im Gedächtnis geblieben: Ich wollte die Tafel abwischen, und ein Kind sagte: «Gib dem Juden nicht den Schwamm!»

Ich erinnere mich auch, dass Kinder mich auf der Straße anspuckten und mich «Dreckiger

Jude» nannten. Ich verstand überhaupt nicht, was da eigentlich los war, und war sehr neidisch auf alle Kinder, die nicht dieses mysteriöse Stigma trugen.

Von diesen Unannehmlichkeiten abgesehen, schien das Leben aber durchaus angenehm, und es war unvorstellbar, dass es nicht ganz einfach so weitergehen sollte. Ich fühlte aber doch, so klein ich war, dass da nicht alles in Ordnung war. Plötzlich verschwanden Leute spurlos ... ich hörte von «Auswanderung» sprechen ... auf einmal durfte man nicht mehr ins Schwimmbad gehen, und mehr und mehr Schilder erschienen an den Türen öffentlicher Gebäude mit den Worten: JUDEN UNERWÜNSCHT.

Diese Verschlimmerung der Lebensbedingungen für Juden vollzog sich aber ganz allmählich. Nicht von einem Tag auf den anderen. So allmählich, dass überoptimistische Menschen sich einreden konnten, eine Gefahr existiere gar nicht. Leider gehörte mein Vater zu diesen Optimisten. Er war davon überzeugt, dass dieser «Unsinn» bald aufhören müsste. «Die Deutschen können doch ganz einfach diesen Wahnsinn nicht mitmachen ...»

Doch es gab ständig neue Gesetze. Frauen

mussten den Namen Sara und Männer den Namen Israel zusätzlich annehmen. Wegen der Gefahr der «Rassenschande» durften Juden keine Haushaltshilfen unter 45 Jahren einstellen. Viele unserer Freunde verließen Deutschland, und sogar bei uns begann man von Auswanderung zu sprechen. Aber wohin sollte man gehen? Wie die nötigen Papiere beschaffen? Der Beruf meines Vaters war ein enormes Hindernis. Wie soll man sich als deutscher Rechtsanwalt im Ausland den Lebensunterhalt verdienen?

Dann kam der 9. November 1938. «Die Reichskristallnacht.» Ernst vom Rath, ein Angestellter der Deutschen Botschaft in Paris, wurde erschossen, und zwar von einem jungen Mann namens Herschel Grynszpan. Er war Jude, und dieses Attentat diente als höchst willkommener Anlass zu einem Pogrom von unbeschreiblichen Ausmaßen.

Es hieß damals in den Zeitungen, dass eine «spontane Volkswut» ausgebrochen sei ... Diese «Volkswut» äußerte sich, indem sämtliche Synagogen niedergebrannt, jüdische Geschäfte zerstört und geplündert wurden. Es war leicht zu erkennen, ob ein Geschäft einem Juden gehörte. Auf dem Schaufenster musste der Name des In-

habers in Buchstaben von bestimmter Größe stehen, daneben der Judenstern. Es ging noch weiter: Das «erzürnte Volk» drang in Privatwohnungen ein, demolierte sie, und Tausende von Menschen wurden verhaftet und in Konzentrationslager gebracht.

Mein Vater wurde damals nicht verhaftet. Das war der Courage unseres guten Freundes Walter Mathias Mehne zu verdanken. Er war Geigenbauer, kein Jude, und kümmerte sich einfach nicht darum, dass die Straßen von Gestapoleuten wimmelten, die nach Juden suchten. Er kam zu uns in die Wohnung, holte meinen Vater ab und fuhr den ganzen Tag mit ihm in seinem Mercedes herum. Er hätte leicht angehalten werden und sich in einer sehr unangenehmen und gefährlichen Situation befinden können. Der Mut eines Mannes wie Mehne ist umso beachtenswerter, als er in Breslau sehr bekannt war. Sein Geschäft befand sich am Tauentzien Platz, in der Mitte der Stadt. Es lag im ersten Stock und war leicht durch die roten Schilder in Form von Geigen, die in den Fenstern hingen, zu erkennen. Es wurde von seinem Vater und ihm geführt und war zugleich ein Treffpunkt für Musiker, viele von ihnen überzeugte Nazis. Das hinderte die

Mehnes nicht daran, kein Hitlerbild im Geschäft aufzuhängen, obwohl das von jedem guten Bürger erwartet wurde. Sie weigerten sich auch, an den häufigen Flaggentagen die Hakenkreuzfahne aufzuziehen. Das alles machte sie verdächtig. Doch die Mehnes missbilligten die Vorgänge und machten keinerlei Versuch, dies zu verbergen. Die Haltung dieser Menschen war vorbildlich. In der Tat gab es Deutsche – leider nicht genug –, deren Benehmen einwandfrei war.

Ich selbst war an diesem Tage nicht zu Hause. Ich war in Berlin.

In Breslau gab es keine jüdischen Cellolehrer mehr, und es war meinen Eltern nicht möglich, einen « arischen » zu finden, der den Mut gehabt hätte, einem jüdischen Kind Cellostunden zu geben. Für mich bestand niemals ein Zweifel, dass ich Cellistin werden wollte. Meine Eltern erhielten damals die Genehmigung für mich, nach Berlin zu gehen und dort bei dem bekannten Cellisten Leo Rostal zu studieren und, da ich noch schulpflichtig war, Privatunterricht in den Schulfächern zu nehmen. Ich war dreizehn Jahre alt und wohnte im Hause meiner Privatlehrerin. Für mich war das alles ein großes Abenteuer. Ich kam mir sehr erwachsen vor, und leider habe ich

diese Zeit nicht so genutzt, wie ich es hätte tun sollen. Aber ich konnte nicht ahnen, dass dies meine letzte Chance war, ernsthaft zu studieren.

Meine Privatlehrerin, eine ältere Dame mit sehr eigenartigen Gewohnheiten, war ein absolutes Unikum. Sie muss ihre Mutter sehr geliebt haben; wann immer sie an einem Gegenstand vorbeikam, der dieser gehört hatte, küsste sie ihn. Es hat einige Zeit gedauert, bis ich verstand, was sie da eigentlich immer an ihren Mund führte und warum. Ich fand das wahnsinnig komisch. Mein Zimmer war altmodisch eingerichtet, und ich erinnere mich heute noch, dass 57 Bilder an den Wänden hingen. Beinahe jeden Tag gab es das gleiche Essen: Fleischklopse und Rosenkohl. Das störte mich alles gar nicht. Ich war in Berlin, verehrte meinen Cellolehrer (was mich leider nicht daran hinderte, so wenig wie möglich zu üben), fand meinen «Schulunterricht» vormittags lächerlich leicht und spazierte mit Vorliebe im KaDeWe (Kaufhaus des Westens) herum. Manchmal ging ich auch ins Pergamon-Museum, wo ich die Nofretete bewunderte.

Nach dem 9. November kehrte ich nach Hause zurück. Es war für meine Eltern undenk-

bar, in diesen unsicheren Zeiten die Familie nicht zusammenzuhalten. Leo Rostal verließ Berlin und ging nach Amerika.

Meiner Schwester Marianne gelang es so ziemlich im letzten Augenblick, Deutschland zu verlassen. Sie war begeisterte Zionistin. Da ihr Ziel Palästina war, hatte meine Schwester eine Lehrzeit als Tischler absolviert, was damals noch sehr ungewöhnlich für ein Mädchen war. Sie musste deswegen bittere Kämpfe mit meinen Eltern austragen, die sich noch nicht damit abgefunden hatten, dass die Tage eines Universitätsstudiums vorbei waren. Marianne hatte die Überzeugung, dass es ihre Aufgabe im Leben sei, nach Palästina zu gehen und zu helfen, das Land aufzubauen.

Aus Gründen, die ich heute nicht mehr weiß, fuhr Marianne zuerst nach England. Ich glaube, sie hatte einen Kindertransport zu begleiten. Ihr eigentliches Ziel erreichte sie erst viele Jahre später. Kurz nach ihrer Ankunft brach der Krieg aus, und sie verbrachte die Kriegsjahre in England. Sie wurde Mitglied einer Gruppe von Arbeitern (alles Männer), die Reparaturen auf dem Lande machten. Ihre Spezialität war die Ausbesserung von Reet-Dächern.